

gitten in der Maschinenbauschule vorüber. Da komme ich eines Abends zufällig in unsere Kapelle. Keine Lampe, keine Kerze. Nur das Ewige Licht malt seine roten Streifen zitternd über Boden und Wände. Doch siehe, es ist nicht allein. Ganz vorne am Altare zähle ich einen — zwei — drei — vier — fünf — sechs Männer. In Andacht versunken knien sie auf dem nackten Boden vor unserer schlichten Krippe. Da darf man nicht stören. Lautlos bin ich wieder draußen. . . . Das hatten diese Männer in den heiligen Übungen gelernt!" (S. 37.)

Der Eölnner Garnisonpfarrer Heinr. Jos. Radermacher bestätigt diese Mitteilungen in der Broschüre: „Militarismus und religiöses Leben im Weltkrieg. Dargestellt an der Seelsorge einer Heimatgarnison. Zweite, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage der „Organisation Militärseelsorge““ (8° [112] M.-Gladbach 1916, Volksvereins-Verlag. M 1.90; über die erste Auflage s. diese Zeitschrift Bd. 90, S. 323). Mit Gutheißung des Rgl. Gouverneurs v. Zastrow hat das Garnisonpfarramt von Dezember 1915 bis Ende April 1916 in 37 großen Lazaretten durch Welt- und Ordensgeistliche viertägige, in drei Lazaretten sogar achttägige geistliche Übungen abhalten lassen. Die Exerzitienmeister erklärten einstimmig, sie hätten selten so andächtige Zuhörer gehabt. In einem Lazarett entsandten die Soldaten eine Abordnung mit der Bitte, ihnen statt zwei doch täglich drei Vorträge zu halten; in einem andern Lazarett drückten sie ihr Bedauern darüber aus, daß die Übungen bloß vier Tage dauerten. Nach der Schlußfeier mit der Generalkommunion erklärten viele, die Exerzitientage seien die schönsten ihres Lebens gewesen und hätten sogar den großen Tag der ersten heiligen Kommunion übertroffen. „Mancher Krieger, der weder im ‚Sturmwind‘ des Bewegungskrieges noch im ‚Feuer‘ der Schützengräben Gott gefunden hatte, hat ihn im Säuseln des Windes‘ während der geistlichen Übungen gefunden“ (S. 51). In den Kartagen wurden auch in den Kriegsgefangenen-Lazaretten Exerzitien abgehalten. Erfreulich sind die dankbaren Schreiben eines protestantischen Theologen, der an einem der Kurse teilgenommen hatte: „Ich darf Sie hier noch einmal versichern, Hochwürden, daß mir diese katholischen Exerzitien ein reiner, schöner Genuß und große Belehrung gewesen sind. Ich war wohl der einzige Lutheraner, der sich unter der ganzen großen Menge befand; ich hätte gewünscht, es wären mehr da gewesen. Es wäre für jeden Protestanten, der auch nur etwas religiöses Interesse hat, sicher eine Freude gewesen, hätte er dabei sein können. Er hätte nicht so sorgen brauchen, daß sein protestantisches Gefühl verletzt worden wäre, sicher nicht. Ich habe in den ganzen Vorträgen auch nicht ein Wort der Polemik gegen Andersgläubige gehört, wohl aber die Mahnung, gegen Andersgläubige sich stets als guter Katholik und treuer Christ und Bruder zu beweisen“ (S. 54).

Otto Zimmermann S. J.

Wer fördert und wer stört den Burgfrieden?

Diese Zeitschrift ist, wie unsere Leser wissen, wiederholt mit Wärme für einen dauernden Burgfrieden auf religiösem und kirchlichem Gebiet eingetreten und hat ihre Bereitwilligkeit ausgesprochen, an ihrem Teile mitzuwirken, daß

der schöne Wunsch in Erfüllung gehe. Trotzdem wird sie jetzt auf Störung des Burgfriedens verklagt. Hören wir die Anklage:

„In den ‚Stimmen der Zeit‘, der Jesuitenzeitschrift, die früher den Titel führte ‚Stimmen aus Maria-Baach‘, gibt der Jesuit M. Reichmann im laufenden Jahrgang auf S. 422 eine Dosis aus, die alle bisherigen von Jesuiten begangenen Burgfriedensstörungen in unerträglichster Weise übertrumpft. Am Schluß einer ungemein taktlosen Erörterung einer Schrift von Prof. Weinel-Jena, die sich mit einer rein evangelischen Angelegenheit beschäftigt, bemerkt Reichmann:

„Das Prinzip des Subjektivismus und Individualismus, das jeden Protestanten zu seinem eigenen Schriftausleger, Priester und Papst stempelt, trägt nun einmal keine dauernde, nach festen Gesichtspunkten geleitete Organisation auf religiösem Gebiet. Vielleicht bringt diese Erkenntnis den einen oder andern Protestanten zu der Schlußfolgerung, die vor Jahren schon ein hochstehender Berliner Herr in die Worte kleidete: Katholisch müssen wir doch alle wieder werden.“

„An dieser breitesten Herausforderung, die ungehindert in die deutschen Lande und wahrscheinlich in die Schützengräben hinausgeht, läßt sich wieder einmal ermaßen, was ein Jesuit an Dankbarkeit für die mehr als rücksichtsvolle Behandlung seines Ordens in Deutschland übrig hat, und wie dem inneren Frieden gedient sein wird, wenn das Streben der Jesuiten nach völliger Bewegungsfreiheit wirklich Erfolg haben sollte.
D. E. K.“

So zu lesen in der Zeitschrift „Der Geisteskampf der Gegenwart“, herausgegeben von Prof. Dr. Pfennigsdorf in Bonn, 1916, 2. Heft, S. 77. Die Unterschrift D. E. K. besagt, daß das Stückchen aus der „Deutsch-Evangelischen Korrespondenz“ des Evangelischen Bundes stammt. Daraus erklärt es sich, daß wir die gleiche Nachricht in vielen andern protestantischen Blättern und Zeitschriften fast gleichlautend finden. Nur die Schlußbemerkung über mangelnde „Dankbarkeit“ haben, soviel wir sehen, alle andern Organe wohlweislich weggelassen, weil sie doch gar zu sehr wie ein bitterer Hohn auf das 45jährige Jesuitengesetz aussieht.

Seitdem ist die Korrespondenz des Evangelischen Bundes von neuem auf den staatsgefährlichen Jesuiten Reichmann zu sprechen gekommen. Im Mai 1916 wurde bei der Beratung eines Zusatzes zum Vereinsgesetz von einem Zentrumsabgeordneten daran erinnert, daß bei der Gelegenheit ganz leicht auch mit dem Jesuitengesetz aufgeräumt werden könnte. Diese bescheidene Anregung reizte die „Deutsch-Evangelische Korrespondenz“ zu einem langen Erguß, aus dem wir nach dem „Reichsboten“ (Beiblatt „Kirche und Schule“ Nr. 20 vom 14. Mai 1916) folgende Sätze entnehmen:

„In weitesten evangelischen Kreisen hat die Forderung der Aufhebung des Jesuitengesetzes, gleich als sie ausstaupte, große Erregung hervorgerufen. Was sich während des Krieges eine Reihe von deutschen Jesuiten leistete, hat diese Erregung nur steigern können. Jesuiten haben sich unbekümmert um die Achtung vor den Gesetzen über die bekannte Verordnung des Bundesrats wiederholt hinweggesetzt. Ein Jesuit, P. Reichmann, hat in den „Stimmen von Maria-Baach“ offen die Protestanten mit der Parole: „Wir müssen doch alle wieder katholisch werden“,

herausgefordert. Ein anderer, P. Duhr, hat in einem Buch: „Lügengeist im Völkerkrieg“, so schwer die vaterländischen Empfindungen und Interessen verletz, daß sein Buch von der Militärbehörde unterdrückt werden mußte. Man kann an diesen Dingen nicht vorüber, und wir können nur sagen: Der Bundesrat hat durchaus richtig gehandelt, daß er bis zur Stunde dem Drängen des Zentrums nicht nachgegeben hat.“

Es geht beim besten Willen nicht an, länger gegen solche beleidigende Anwürfe zu schweigen. P. Duhr, der schon seit November des vorigen Jahres zahlreiche böswillige und grundlose Verächtigungen sowohl in jener Korrespondenz als in einer Menge katolikengefeindlicher Blätter stillschweigend über sich ergehen ließ, hat sich am Ende doch gezwungen gesehen, seinen Verleumdern entgegenzutreten. Er tat es dadurch, daß er den ganzen Briefwechsel, der in Sachen seines Buches „Der Lügengeist im Völkerkrieg“ zwischen dem Kriegsministerium, der Verlagsanstalt und ihm stattgefunden hatte, der „Schlesischen Volkszeitung“ zur Verfügung stellte¹. Wir wollen sehen, ob die Blätter, welche die Anklagen gegen den Jesuiten verbreiteten, auch die aktienmäßige Abwehr ihren Lesern mitteilen. Aus dieser Abwehr geht klar hervor, daß der Verfasser völlig vorwurfsfrei dasteht. Es ist nicht seine Schuld, wenn jene im Dienste der Wahrheit und des konfessionellen Friedens verfaßte Schrift von politischer Mißgunst zu falschen Anklagen gegen das deutsche Heer mißbraucht wurde. Dafür tragen diejenigen Winkelblätter und Tageschreiber die Verantwortung, welche die von P. Duhr aus gutem Grunde gebrandmarkten Lügen unter den deutschen Protestanten verbreiteten.

Wie verhält es sich nun mit dem ersterwähnten Vorwurf, der uns näher angeht, nämlich mit der Beschwerde wegen Störung des Burgfriedens durch die „taktlose Erörterung“ über die „Deutsche Reichskirche“ (90. Band, 419)? Wie sich die Leser wohl noch erinnern, war der Hauptinhalt jenes kurzen Umschaubeitrags dem Nachweis gewidmet, daß Weinels Plan einer solchen Reichskirche, wie sie dort beschrieben wird, durchaus nicht eine rein innere Angelegenheit des Protestantismus ist, sondern auch die deutschen Katholiken nahe und empfindlich berühren würde. Ob die Form unserer Äußerung taktvoll oder taktlos war, mögen andere entscheiden. Dem Ankläger scheinen besonders die Worte des späteren Generalfeldmarschalls Hellmuth v. Moltke (denn er ist der hochgestellte Berliner Herr, der als General und Adjutant des nachmaligen Kaisers Friedrich den Ausspruch tat) auf die Nerven gefallen zu sein: „Katholisch müssen wir doch alle wieder werden.“ Es fragt sich also, ob der Ausspruch echt ist, und ob die Erinnerung daran in unserem Zusammenhang gegen den Burgfrieden verstieß.

Was die erste Frage betrifft, so ist unser Gewährsmann der preussische Diplomat Theodor v. Bernharden. Er sagt in seinen Tagebuchaufzeichnungen vom 1. April 1857:

¹ Schlesische Volksztg. Nr. 244 vom 27. Mai 1916; Köln. Volksztg. Nr. 437 vom 30. Mai; Augsb. Postztg. vom gleichen Datum; Bayerischer Kurier Nr. 156 vom 4. Juni.

„Zweistündiges Gespräch mit General Moltke, mir sehr merkwürdig. Er ist verschlossen, distret, schweigsam und wie man sagt *boutonné*. Diesmal spricht er viel, sehr bestimmt und anscheinend sehr offen; er will, ich soll ihn nicht für einen Gefinnungsgegnen von Vinde, Sauden usw. halten. — Politisches Gespräch: Moltke zeigt aristokratische Tendenzen. . . . Auch die kirchlichen Wirren der Gegenwart kommen zur Sprache. Moltke zeigt Vorliebe für den Katholizismus. Luther sei in seiner Reformation vielfach zu weit gegangen, er habe ‚das Kind mit dem Bade ausgeschüttet‘. Damit Moltke auch weiß, woran er mit mir ist, sage ich, daß nach meiner Meinung Luther leider nicht gelehrt genug war, nicht genug von dem ursprünglichen Christentum wußte und deshalb nicht weit genug gegangen ist; von dem ursprünglichen Christentum sind wir auch in der evangelischen Kirche noch sehr weit abgeblieben. Da Moltke die Vorzüge der katholischen Kirche erhebt, sage ich, daß ich ein Christentum in der Lehre der katholischen Kirche überhaupt nicht anzuerkennen vermag; wenn Christus von neuem auf die Erde käme, würden die katholischen Geistlichen ihn von neuem als Keger und Gottesleugner kreuzigen. — Moltke: ‚Die Lutherischen etwa nicht? Die erst recht, wenn er ihnen von guten Werken spräche.‘ — Und obgleich unsere Geistlichen in solchem Irrwahn stecken geblieben sind, findet er doch, daß Luther zu weit gegangen ist! — welch ein Widerspruch! Moltke meint, wenn auch die katholische Kirche Reformen nötig haben sollte — katholisch müssen wir doch alle einmal wieder werden! — Ich werde dann jedenfalls eine Ausnahme machen. — Er erhebt die Vorzüge der katholischen Kirche, sie liegen darin, daß sie ein Oberhaupt hat, daß eine unanfechtbare höchste Autorität da ist, die alles entscheidet und jeden Zweifel niederschlägt; Sicherheit des Dogmas, die daraus entsteht, — größere Einwirkung auf Phantasie und Gemüt — der Geistliche hat eine ganz andere Stellung zu seiner Gemeinde — beherrscht sie ganz anders als der Lutherische — ‚er geht in die Familie hinein‘ — und übt da entscheidenden Einfluß (ist das ein Gewinn und nicht ein Unheil?).

„Das Gespräch gab mir viel zu denken. Ich kann nicht sagen, daß ich sehr erbaut wäre; den jungen Prinzen unter dem Einfluß solcher Ansichten zu denken, ist nicht durchaus erfreulich.“ (Aus dem Leben Th. v. Bernharbis. Zweiter Teil, Unter Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV., Leipzig 1893, 345 f.)

Sobiel über das Tatsächliche des Moltkeschen Ausspruches. Als 1893 der Sohn jenes Theodor v. Bernharbi, der heute viel genannte General Friedrich v. Bernharbi, die Aufzeichnung seines Vaters der Öffentlichkeit übergab, bildete die Voraussage des großen Strategen in Berliner protestantischen Kreisen den Gegenstand ernster Betrachtungen, und man fand viel Wahres darin (vgl. „*Rölnische Volkszeitung*“ Nr. 678 vom 3. Dezember 1893; „*Tägliche Rundschau*“ 11. April 1893; Dr. Friedrich Lange, *Reines Deutschtum*, Berlin 1904, 114).

Haben wir nun durch den Hinweis auf die Prophezeiung Moltkes den Burgfrieden gebrochen? Die Antwort hängt davon ab, was man unter Burgfrieden versteht. Über diese Frage aber, über das Wesen und die Begriffsbestimmung des Burgfriedens scheint außerordentlich viel Unklarheit und Ver-

¹ Im Original gesperrt.

wirung zu herrschen. Wir wollen gar nicht reden von jenen Sanguinikern, die bereits eine ganz neue dogmenlose, überkonfessionelle Religion, ein deutsches Christentum ohne kirchliche Unterschiede aus den Schlingengräben heimkehren sehen. Diese Leute werden inzwischen bereits zu der Überzeugung gekommen sein, daß nicht nur die Katholiken einen derartigen Friedensraum einhellig ablehnen, sondern auch die Protestanten sich noch lauter und nachdrücklicher gegen eine ähnliche Verflachung der Religion unter der Maske des Burgfriedens aussprechen. Konservern wie Liberale, Altgläubige wie Neuprotestanten, Landeskirchliche wie Dissidenten haben sich um die Wette beeilt zu versichern, daß sie nicht gesonnen sind, auf die Geltendmachung ihrer eigentümlichen Lehren, Anschauungen und Grundsätze in Sachen der religiös-sittlichen Lebensfragen zu verzichten.

In der Ersten Kammer des Sächsischen Landtags sagte, um nur ein Beispiel anzuführen, der Leipziger Superintendent Dr. Cordes:

„Wir wollen auch im religiösen Leben über dem Trennenden das Gemeinsame nicht vergessen und dies in allererster Linie gewissenhaft und treu pflegen. Nur, meine ich, ist es wichtig, damit nicht hinterher wieder Enttäuschung und Entfremdung eintreten, beizeiten auszusprechen, daß nicht Unmögliches von der Kirche erwartet werden darf. Unmöglich aber ist es, daß die Kirchengemeinschaften ihre konfessionelle Eigenart aufgeben zugunsten eines Allweltsglaubens, selbst wenn man ihn mit dem lockenden Namen deutscher Glaube bezeichnet. . . . So wenig das Kaiserwort ‚Ich kenne keine Parteien mehr‘ besagen kann, daß künftig die politischen Parteien zu verschwinden hätten oder auch nur verschwinden könnten, so unmöglich ist die Zumutung, daß die verschiedenen kirchlichen Richtungen sich etwa in der höheren Einheit einer dogmenfreien Kirche auflösen. Dogmenfreies Christentum gibt es überhaupt nicht. . . . Sie sehen, meine Herren, auch die größte kirchliche Duldsamkeit hat ihre Grenzen. Und das wird auch in der Zukunft nicht anders sein können und dürfen. Aber innerhalb solcher Grenzen soll es unser aller ernstlichstes Bestreben sein, in friedlichem Wettstreit mit allen, die die religiöse Vertiefung der Volksseele wollen, praktisch zu arbeiten. Und wo Gegensätze im Geisteskampfe ausgetragen werden müssen, soll es in wahrhaft sachlicher, vornehmer, ritterlicher Weise geschehen.“ (Nach dem amtlichen Protokoll abgedruckt in der Allgem. Ev.-Luth. Kz. 1916, Nr. 7.)

Diese Umschreibung des Burgfriedens stimmt sachlich ganz überein mit dem, was in dieser Zeitschrift (Bd. 89, 389 f., Juli 1915) unter dem Titel: Soll der Burgfriede unter den religiösen Bekenntnissen von Dauer sein? ausgesprochen und begründet wurde.

Die protestantische „Chronik der Christlichen Welt“ (1916, Nr. 2) hat den wesentlichen Inhalt dessen, was wir als Vorbedingung für einen dauernden Burgfrieden aufgestellt haben, ohne ein Wort des Widerspruchs abgedruckt und damit als berechtigt anerkannt. Auch anderwärts sind uns grundsätzliche und theoretische Einsprüche nicht begegnet¹. Aber um so auffallender ist es, wie weit viele Wort-

¹ Eine Ausnahme bildet höchstens der altkatholische oder „romfreie“ „Deutsche Merkur“. In einem sehr langen, mit lobenswerter Ruhe geschriebenen, sachlich

führer im nichtkatholischen Deutschland noch davon entfernt sind, mit diesen theoretisch zugestandenen Regeln Ernst zu machen, wenn es gilt, ihre Wohltat auch den Katholiken zukommen zu lassen.

In der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ (1916, Nr. 3 u. 4) behandelt der Erlanger Theologieprofessor Dr. Bachmann die Stellung von Katholizismus und Protestantismus in bezug auf den kommenden Frieden. Durch den ganzen langen Aufsatz hindurch fühlt man das angestrebte Bestreben, nichts Verlegendes zu sagen und gelegentlich sogar Wohlwollen und Verständnis für die katholische Kirche walten zu lassen. Dem Burgfrieden redet er natürlich warm das Wort. Aber er meint einen Burgfrieden eigener Art. Er sagt:

„Vom deutschen Katholizismus erhoffen wir, daß er, wie er mit Recht den politischen Gedanken eines protestantischen Kaisertums in Deutschland ablehnt, so andererseits den hierarchisch-papalen Gedanken und Kirchenbegriff — ich will natürlich nicht sagen: aufgibt, da er ihn ja als Dogma besitzt, aber doch in seinem Verkehr mit uns zurückstellt und entgegengesetzten Gewohnheiten, wenn sie sich in nur allzu bekannten Formen geltend machen wollen, nachdrücklich entgegentritt.“

Diese Hoffnung oder Zumutung ist nun aber das gerade Gegenteil von dem, was nach unserer Ansicht an allererster Stelle verlarzt werden muß, wenn es zu einem ehrlichen Ausgleich und friedlichem Lebensaffen kommen soll. Hier wird nämlich klar und unzweideutig verlangt, daß wir einen wesentlichen Grundsatz unserer religiösen Überzeugung zwar nicht „aufgeben“, aber — praktisch verleugnen! Denn das ist doch nicht schwer einzusehen: ein Katholik, der das Dogma von der Kirche zwar Dogma sein läßt, aber da, wo das Dogma zu Folgerungen für sein praktisches Verhalten führt, sich ablehnend verhält und denjenigen Glaubensgenossen, welche diese Untreue nicht mitmachen wollen, „nachdrücklich entgegentritt“, verleugnet seinen Glauben durch die Tat. Wenn also Bachmann nur mit solchen Katholiken Frieden halten will, so stehen wir, soweit es auf ihn ankommt, schon wieder mitten im Kulturkampf.

Aber vielleicht war die Sache nicht so schlimm gemeint und der Professor hat sich nur ungenau ausgedrückt. Wir möchten es gern annehmen, obwohl es schwer hält, zu glauben, daß ein Mann der Wissenschaft in einer Untersuchung, die es gerade darauf abgesehen hat, die richtigen Grundsätze für den Verkehr der Konfessionen festzustellen, so gänzlich am Ziel vorbeigeschossen haben sollte. Auf

aber ganz schwachen Artikel nimmt das Blatt (Nr. 10 vom 12. Mai 1916) Stellung zu unserem Programm und gelangt zu dem Schlusse: „Ein wahrer Burgfriede wird erst dann einziehen in unser Vaterland, wenn die verschiedenen Bekenntnisse weiter zu gelangen vermögen als nur bis zur selbstverständlichen „bürgerlichen“ Achtung, wenn sie bereit sein werden, aus dem Bannkreise dogmatischer Gebundenheit heraus eines vom andern zu nehmen und einander zu geben von dem, was des Geistes Gottes und Christi ist.“

Damit kann nur das von allen andern Seiten abgelehnte „dogmenfreie“ Allreligionschristentum gemeint sein.

jeden Fall aber beweist der Zwiespalt zwischen Bachmanns und unserer Auffassung des Burgfriedens und seiner Vorbedingungen, daß es sich der Mühe lohnt, wenn man genau, wir möchten sagen schulmäßig untersucht, was zu einem richtigen Burgfrieden gehört.

An einer späteren Stelle seines Aufsatzes schreibt Bachmann:

„Die Fragen der interkonfessionellen Ethik sind verhältnismäßig wenig durchgearbeitet. Was sind im Namen des Christentums die Konfessionen einander schulbig? Ich antworte: Selbstbehauptung und Liebe zugleich. Kampf und Friede ist darin beschlossen. Die Art der Durchführung beider Pflichten läßt sich nicht kasuistisch bestimmen; sie bilden ein Ideal. Ich weiß, welche Sorge bei diesem Satz manchen auf der protestantischen Seite bewegt. Werden Selbstbehauptung und Liebe auf Seiten des Katholizismus nicht ganz anders gedeutet werden als bei uns, auch beim besten Willen, der andern Konfession in einem höheren als dem äußerlich rechtlichen Sinne gerecht zu werden? Ja wird die katholische Kirche als Kirche überhaupt bereit sein, der evangelischen Kirche als Kirche gegenüber eine Pflicht der Liebe anzuerkennen? ... Hier liegt ohne Zweifel von jeher und für alle absehbare Zukunft die größte Schwierigkeit.“

Das ist ein neuer Beweis dafür, wie notwendig eine schulmäßige Aussprache über das Wesen der konfessionellen Verträglichkeit oder der „interkonfessionellen Ethik“ wäre. Aber daß dieses Kapitel von katholischer Seite ungenügend bearbeitet sei, ist nicht ganz richtig. Der Fehler liegt eher daran, daß die andere Seite immer wieder Forderungen stellt, welche sich mit unserer „Selbstbehauptung“ nicht vereinigen lassen. Die katholische Kirche erkennt laut und bereitwillig eine Pflicht der Liebe gegen alle Protestanten an, aber nie und nimmer eine Pflicht der Liebe gegen eine protestantische oder lutherische oder reformierte oder evangelische „Kirche als Kirche“ oder ein „Bekenntnis als Bekenntnis“. Der Grund ist schon oft und auch in unserem früheren Aufsatz über den Burgfrieden dargelegt worden. Übrigens möchten wir wissen, seit wann der Protestantismus eine solche Pflicht unserer Kirche gegenüber allgemein anerkennt. Luther hat jedenfalls nicht nur das Papsttum und die „päpstliche“ Kirche, ja auch den Papst als Person weniger geliebt als gehaßt, beschimpft und verflucht. Auch heute noch vermeiden es die Wortführer des Protestantismus nach Möglichkeit und wie auf Verabredung, den Ausdruck „katholische Kirche“ in den Mund zu nehmen. Es ist schon eine gewisse Herablassung, wenn sie wenigstens von „Katholiken“ und „Katholizismus“ reden anstatt von Ultramontanen, Meritalen, Römischen, Päpstlichen, Romanismus, Papismus und wie die Rosenamen alle heißen. Doch das ist ein Kapitel, das trotz seiner scheinbaren Nebensächlichkeit eine gesonderte Behandlung verlangt, weil es für den Bestand des Burgfriedens von großer Tragweite ist. ...

In anderer Weise bietet der unsern Lesern schon bekannte Professor Dunkmann in Greifswald (vgl. diese Zeitschrift 89. Bd. [1915], S. 91 ff.), ebenfalls ein aufrichtiger Anwalt des Burgfriedens zwischen Katholiken und Protestanten, Anlaß zu Bedenken und Vorbehalt. In Nr. 6 der „Reformation“ bespricht er „die Zukunft des Protestantismus im neuen Deutschland“. Nachdem

er seine Gedanken über die verschiedenen sehr ungleichen Formen und Richtungen innerhalb des Protestantismus entwickelt hat, kommt er zum Schluß noch kurz auf das künftige Verhältnis desselben zu den Katholiken und sagt:

„Bedrohlicher erscheint uns die Zukunft des Protestantismus angesichts der eminenten Machtsteigerung des Katholizismus. Das ist ein Punkt, bei dem ich naturgemäß nur vorsichtig und andeutungsweise mich ausdrücken kann. . . . Allein es wäre doch eine schwere Verfündigung am Vaterland, wollte man nicht auf beiden Seiten auch hier mit dem aufrichtigen Willen zum Frieden und dem entschlossenen Willen der Abkehr des vergiftenden Streites aus diesem Krieg herausgehen. Wir müssen uns als Protestanten mehr daran gewöhnen, daß wir es doch nicht bloß mit einem „ultramontanen System“ zu tun haben, sondern auch mit deutschen Katholiken, Mitbürgern, Mitchristen, die selbst leiden unter diesem System, das sie nicht ändern können. Wenn drüben einmal Päpste und Bischöfe oder auch kleinere Kapläne etwas sagen, das unser Ohr verletzt, unsern Stolz kränkt, so brauchen wir darum nicht mit der gesamten katholischen Kirche in Fehde zu liegen. Pflegen und schmücken wir die eigene Kirche, daß sie stark und frei bleibt, dann können uns derlei Äußerungen nicht im mindesten schaden. Mag dann der Katholizismus aus diesem Kriege einen Machtzuwachs davontragen, wir haben doch auch im Innern einen Machtzuwachs zu buchen, wie oben nachgewiesen. Mögen „Grenzstreitigkeiten“ unvermeidlich sein, die Grenzen selbst sind unverwischbar festgelegt; Propagandaidéen sollten auf beiden Seiten verpönt sein. Viel eher sollte aber das Bestreben sich regen, sich gegenseitig richtig zu verstehen und einschätzen zu lernen, sich aber nicht ein falsches Bild voneinander zu machen und alsdann in billiger Überhebung einander zu tadeln und zu richten.“

Zwischen den guten und schönen Gedanken dieses Abschnittes müssen wir doch auf einige schiefe und unhaltbare Wendungen hinweisen. Darum nur drei Fragen:

a) Ist es wirklich ein naturgemäßes Erfordernis der Klugheit, daß Duntmann sich bei einem grundsätzlich und praktisch so wichtigen Thema aus Vorsicht nur „andeutungsweise“ ausdrückt? Unsere Ansicht geht, wie schon gesagt, dahin, daß hier gerade ein möglichst offenes, unzweideutiges, schulmäßiges Aussprechen dessen, worauf es ankommt, angebracht und unentbehrlich sei.

b) Ist es wohlgetan, daß Duntmann zwischen einem „ultramontanen System“ und denjenigen Katholiken unterscheidet, welche „selbst unter diesem System leiden“? Klingt das nicht so, als wolle er den vollen Burgfrieden nur letzteren gegenüber gewahrt wissen? Diese Unterscheidung war im Kulturkampf gebräuchlich und ist jetzt noch das Stiefkind des Grafen Paul v. Hohenbroch und seines „anti-ultramontanen Verbandes“. Gerade weil dergleichen Vorbehalte Gift sind für jede Art von Burgfrieden, stellen wir die grundsätzliche Forderung auf, „daß jeder Teil den andern so nehme, wie er ist. Wir Katholiken müssen uns also vertragen mit den Protestanten, wie sie heute sind und leben, und dürfen unsere Verträglichkeit nicht einschränken. . . . Ebenso müssen wir aber von unsern nichtkatholischen Mitbürgern verlangen, daß sie auch den Katholizismus nehmen, achten und leben lassen, wie er ist“. Professor Dunt-

mann ist ein wandelnder Beweis dafür, wie wichtig und folgenreich dieser Paragraph des Burgfriedensvertrages ist, und daß wir noch weit davon entfernt sind, ihn allgemein anerkannt zu sehen.

c) Wie steht es mit dem Satz: „Propaganda-Ideen sollten auf beiden Seiten verpönt sein“? Bezieht er sich nur auf eine gewisse anrüchige Proselytenmacherei zu unedeln Zwecken oder mit unsittlichen Mitteln? Dann ist das Verlangen ein selbstverständliches Gebot der Moral und des Evangeliums und wird hoffentlich nirgendwo Widerstand finden, jedenfalls nicht von unserer Seite. Solche Propaganda-Ideen sind bei uns verpönt. Aber der Satz lautet bei Dunkmann ganz allgemein, und in dieser Allgemeinheit ist er unberechtigt und undurchführbar. Darum war unsere dritte Forderung: „Kein Teil darf vom andern verlangen, daß er grundsätzlich auf Propaganda verzichte.“ Möge Dunkmann unsere dort gegebene Begründung widerlegen oder seiner Forderung eine bessere Form geben.

Die Propaganda-Idee führt uns wieder zurück zu dem Ausspruch Moltkes vom Katholischem und zur angeblichen Burgfriedensstörung, die durch unsere Anspielung daran begangen sein soll. Wir wollen gar nicht leugnen, es liegt darin ein ganz leiser Wink zum Nachdenken, ob die Glaubenspaltung des sechzehnten Jahrhunderts für Deutschland nicht ein Unglück gewesen sei, und ob es nicht für den einen oder den andern Protestant, der angesichts der heutigen Lage so wie Moltke denkt, das Klügste wäre, zur Mutterkirche heimzukehren. Wenn es nicht erlaubt ist, einen so einfachen Gedanken in so nüchternen und harmlosen Worten auszusprechen, dann höre man nur auf, von Geisteskämpfen zu reden, die ausgetragen werden müssen mit geistigen Waffen, oder von einer Pflicht, sich gegenseitig richtig zu verstehen und einzusehen, oder überhaupt von einem Streben nach Wahrheit!

Matthias Reichmann S. J.

Aus der Österreichischen und Ungarischen Kriegsinvaliden-Fürsorge.

Der Besucher der Sonderausstellung von Ersatzgliedern und Arbeitshilfen für Kriegsbeschädigte, Unfallverletzte und Krüppel im Gebäude der ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt zu Charlottenburg ist überrascht von dem breiten Raum, den die Ausstellungen aus Österreich und Ungarn einnehmen, wie auch von den zur Schau gestellten Leistungen.

Das orthopädische Spital und die Invalidenschule zu Wien war in der Tat durch die tüchtige Leitung ihres Kommandanten Prof. Dr. Hans Spitz zu einer weit über Österreichs Grenzen für die ganze Invalidenbehandlung vorbildlichen Anstalt geworden. Es fand dies Anerkennung bereits auf der Versammlung der deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge in Berlin am 8. Februar 1915, woselbst Dr. Spitz seine Schöpfung eingehend schilderte. Inzwischen ist das Unternehmen um ein vielfaches gewachsen¹.

¹ Vgl. zu den folgenden Ausführungen: Unsere Kriegsinvaliden, von Prof. Dr. Hans Spitz, Wien 1916.